



Freitag, am 19. Februar 1841.

Dresden und Leipzig, in Kommission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Sell).

Eine Nacht auf dem höchst-bewohnten  
Punkt in Europa  
und  
die Reise dahin.

Mitgetheilt von G. A. Sieben \*).

Ich lade meine Leser zu einer Partie auf das Faulhorn ein. Es ist dieß, wie bekannt, der höchste in Europa bewohnte Punkt, und seit er es geworden, hat der St. Bernhard für die Reisenden eine Merkwürdigkeit weniger. Uebrigens kann er rücksichtlich der Fernsicht und deren Reize nicht mit jenem in Vergleich gestellt werden.

Wir setzen uns in Bern auf die Post, fahren früh um 6 Uhr nach Thun, dejeuneren dort und lassen uns auf dem herrlichen Thuner-See nach Neuhaus bringen. Bevor wir aber auf der Fläche dieses reinen Krystallschneewassers weiter getragen werden muß ich auf zwei sich majestätisch erhebende Berge aufmerksam machen. Der eine, den wir bald wieder aus dem Gesichte verlieren werden, ist der 8000 Fuß hohe Stockhorn. Er stellt das täuschende Bild einer ungeheuren Riesenburg dar, indem sich das einem Thurme ähnliche Horn

desselben aus der Mitte einer horizontallaufenden Bergmasse, die ihre grauen, steilen Felsrücken nach der See-seite hingekehrt hat, hoch erhebt. Der zweite ist der Riesen. Diese regelmäßige Naturpyramide, gegen 10,000 Fuß hoch, erhebt sich aus einem lachenden Thale. Wir sehen sein gespitztes Haupt selbst in der Schneeregion in einen grünen Schleier gehüllt, was um so mehr Aufmerksamkeit verdient, da man diese Auszeichnung bei keinem andern Berge gleicher Höhe bemerken wird, indem gewöhnlich Felsstein oder graue Kieseerde alle Vegetation verdrängt. Die an uns vorbei schwindenden Ufer sind eben so bezaubernd als abwechselnd. Die vielen Schiffchen zeigen von der Kommunikation beider Ufer, und verschönen den blauen Spiegel, in welchem sich die glänzenden Schneegebirge einem zweiten Himmel anschließen.

Wir sind in Neuhaus — eine Art Hafen — angekommen und können in Unterseen oder Interlachen Mittag halten, denn die scharfe Luft hat unsern Appetit gereizt. In letzterem besuchen wir das ehemalige Kloster und bewundern dort einen ungeheuren Rußbaum, dessen Größe und Stärke nicht nur in der Schweiz, sondern vielleicht in ganz Europa seines gleichen sucht. Wir ersteigen sodann die herrliche, leicht zu erklimmende Ruine Unspunnen, von welcher aus man, da sie fast in der Mitte des Thales liegt, die Reize dieses Paradieses mit seiner ganzen Pracht vor Augen hat. Diese, ich möchte sagen, Kolonie aller Länder liegt mit ihren freundlichen Häusern und Gärten im Kreise um uns, und wie

\*) Mein unglücklicher Freund E. St... sandte mir von E. aus sein Reise-Tagebuch mit dem Bemerkn zu, daß ich aus demselben, was mir interessant schein, veröffentlichen könne. Ich mache nun mit dieser Skizze den Anfang, und werde, wenn sie Anklang finden sollte, später noch Einiges nicht minder interessantes mittheilen.

sehen auf den üppigen Wiesen Jung und Alt sich mit Menschen und Vieh vertraulichen. Die Ruine selbst ist von Innen und Außen mit einer dichten Epheutapete umrankt, ein heiteres, schönes Bild eines jugendlichen Greises. Bald wird sich uns die Jungfrau, der Mönch, und noch mehrere der höheren Schneegebirge, deren Häupter wir hier hervorlugen sehen, in ihrer ganzen Majestät zeigen. Doch brechen wir nach Lauterbrunnen auf.

Der Weg dorthin führt durch ein enges Thal. Die tobende Eügschine stürzt sich durch die schroffen hohen Felsen beider Seiten aus ihrem Bette herab und erfüllt das Thal mit einem schauerlichen Brausen, nicht ohne dem Wanderer die Spuren ihrer Frühlingsverheerungen zu zeigen. Bald aber werden wir den Staubbach, gleich einem weißen Tuche, vom Winde hin- und hergestrieben, wehen sehen, und kaum glauben, daß er sich von einer Höhe von nahe an 900 Fuß ergießt. Schon sieht man die weiße Milchfluth desselben der Entfernung wegen schweigend herabstürzen und nur ein leichter Nebel verbindet ihn durch einen ziemlich großen Steinhaufen, den er sich aus fast ganz gleichen Steinchen aufbaut, und der von einem prachtvollen Regenbogen bewacht wird.

Die Blümlisalp schließt das nunmehr sich erweiternde Thal und im Hintergrunde sieht man, wie sich aus ihrem blühenden Schneeschooß eine unzählige Menge Wasserfälle gleich Silberfäden über die schwarze Felswand herabziehen.

(Fortsetzung folgt.)

## Zur Geschichte des „Freimüthigen.“

Von

Dr. G. Merkel\*).

Daß auf dem Titel dieses Blattes stand: „Herausgegeben von Kosebue und Merkel,“ hat zur Folge gehabt, daß man viele Jahre immer unsere Namen zusammen nannte, und uns als eng verbunden dachte. Die öffentliche Meinung irrte. Selten wohl hat sie zwei mehr verschiedene Charaktere zusammen gestellt, und zwei Männer, die einander so fremd blieben, als wir. Der Titel des „Freimüthigen“ war das einzige Band, das jemals zwischen uns existirte; und so gehört die Geschichte unserer Bekanntschaft zu der jenes Blattes.

— Nach meiner Rückkehr aus Kopenhagen machte ich im Sommer 1798 von Weimar aus häufig kleine Fußreisen, nicht sowohl nach größeren Städten, als nach

\*) Zum 3. Bande der „Darstellungen und Charakteristiken von Dr. G. Merkel“ gehörig.

Flecken und Dörfern, um die unteren Volksklassen der Nation kennen zu lernen, für die ich schreiben wollte; mit Einbruch des Winters aber trat ich eine Reise nach den Hansestädten und Berlin an. Die alte Legationsrätthin Kosebue, Mutter des Dichters, mit der ich in Weimar zuweilen in Gesellschaften zusammen traf, gab mir, ich weiß nicht mehr ob einen Auftrag oder eine Adresse, an ihre Tochter, die in Bremen an den Syndikus Gildemeister verheirathet war. Ich fand in dem Hause derselben eine liebenswürdige Familie und eine sehr gütige Aufnahme. Als sie daher im Sommer 1799 nach Weimar kam, wohin ich aus Berlin noch einmal zurückgekehrt war, besuchte ich sie, und als sie mich aufforderte, sie nach Jena zu begleiten, wo ihr Bruder damals in einem Garten wohnte, glaubt' ich es nicht auszusprechen zu dürfen. Hier sah ich Kosebue zum ersten Male, aber wie es scheint, fühlten wir Beide, daß wir nicht zu einander gehörten; wir trennten uns am Abende so fremd als wir zusammen gekommen waren. Ich sah ihn erst wieder, als er seine unglückliche Reise nach Rußland antreten wollte, und er mich aufforderte, ihm eine Bestellung nach Riga mit zu geben. Ich gab ihm ein offenes Schreiben an meinen Bruder, den ich aufforderte, den berühmten Dichter gastfreundlich aufzunehmen. Ich glaube mich zu erinnern, daß dieser Brief in Kosebue's „merkwürdigstem Jahr etc.“ unter den weggenommenen Papieren genannt wird.

Als ihn das bekannte Mißgeschick getroffen hatte, triumphirte der ältere Schlegel darüber in einem pöbelhaften Pasquill: „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theater-Präsidenten v. Kosebue.“ Diese Niedrigkeit empörte mich und ich sprach darüber in meinen „Briefen an ein Frauenzimmer“ so wegwerfend, als sie es verdiente. Von jetzt an galt ich für einen genauen Freund Kosebue's, aber ich hatte nur als Feind der Gemeinheit gesprochen. Er selbst täuschte sich so wenig in Rücksicht meiner Gesinnungen für sich, daß er, nach seiner Rückkehr aus Petersburg, eine ziemliche Zeit schon in Berlin gewesen war, ohne daß wir uns mehr als einmal flüchtig gesehen hatten.

Eines Tages aber, 1802, überraschte er mich durch einen Besuch, um mir einen Antrag zu machen, der sein Vertrauen zu meinem Charakter und meinem Geiste bewies.

Hofrath Spazier hatte, ich glaube seit 1801, angefangen, die „Zeitung für die elegante Welt“ herauszugeben. Das Blatt, seiner Form nach eine ganz neue und gefällige Erscheinung, war ursprünglich nur ein Rival des Bertuch'schen „Journal des Luxus und der Mo-

den," und bestimmt, über neue Moden, Möbeln etc., neue Romane und die Theater in Deutschland, London und Paris zu berichten, aber um seine Berichte unterhaltender zu machen, öffnete Herr Spazier sein Blatt den Schmähungen der Schlegel'schen Gesellschaft gegen Kogebue und mich, und schalt weidlich mit. Ich hatte durch eine bittere Rezension vom ersten Jahrgange seines Blattes, in meinen „Briefen“ und einige Sarkasmen im literarischen Artikel der Spener'schen Zeitung geantwortet; jetzt schlug mir Kogebue vor, mit ihm ein eigenes Blatt herauszugeben, das jene Zeitung überböte. Ich ging mit Wärme darauf ein, aber schon die Verhandlung über den Titel des projektirten Blattes bewies, daß wir sehr verschiedene Ansichten hatten und nicht geeignet waren, mit einander zu gehen. Kogebue wollte es „der Theekessel“ nennen, weil es durch Erzählungen, Nachrichten aus der schönen Welt und Literatur unterhalten, vorzüglich aber unsere Gegner durch leichten, witzigen Scherz lächerlich machen sollte. Ich schlug es indes mit Bestimmtheit ab, in einem solchen Blatte — mit zu Kochen. Mir schwebte der Zweck vor, durch dieß Blatt zur Nation über und für ihre höheren Interessen zu sprechen. Ich bestand darauf, es „der Freimüthige“ zu nennen. Kogebue, immer leicht gewonnen, ging auf meine Ansichten ein, und der Name wurde fest bestimmt. Wir machten ab, das Blatt solle unser gemeinschaftliches Eigenthum seyn, der Verleger aber für seine Auslagen und seine Mühe den dritten Theil des Gewinnes erhalten. Wir Beide wollten es abwechselnd redigiren, und der jedesmalige Redacteur solle ein bestimmtes monatliches Honorar beziehen. Zum Verleger hatte Kogebue schon den Buchhändler Sander angeworben, und ich hatte nichts dawider. Ich achtete den sehr wackeren, selbst edel denkenden, und dabei Gelehrsamkeit und Talent besitzenden Sander hoch, und er hatte mir viele Beweise seiner aufrichtigen Freundschaft gegeben; aber er war auch bis zur Schwachheit gutmüthig und hatte eine hübsche Frau, die ihn beherrschte; und diese Frau war, nachdem wir zwei Jahre im besten Vernehmen gestanden hatten, meine Todfeindin und eine Anhängerin der Schlegel'schen Schule geworden. Wider den Verlag des „Freimüthigen“ hatte sie nichts gehabt, da er Gewinne versprach, aber gegen mich: — eine schlaue Berechnung.

Wenige Tage nachdem das Blatt angekündigt worden, kam Kogebue wieder zu mir und sagte mir, mit sichtlicher Verlegenheit, Sander wolle vom Verlage zurücktreten, wenn ich Mitherausgeber wäre. — „So geben wir das Blatt einem Andern!“ sagte ich. — Kogebue

erklärte, er habe sich schon zu fest mit Sander verbunden. — „So lösen wir unsere Verabredung auf;“ erwiderte ich. — Kogebue bat mich, ihn wenigstens als Mitarbeiter zu unterstützen. Ich lachte. Später hat er mir gestanden, die Frau Sander habe ihm vorgestellt, wie viel vortheilhafter es wäre, wenn der Ertrag des Blattes nur in zwei Theile ginge. Meiner Mitarbeit könne er, bei meiner Erbitterung gegen die Schlegel, ohnehin gewiß seyn. „Die Frauen,“ sagt man gewöhnlich, „kennen und beurtheilen die Männer richtiger als diese sich selbst.“ Das mag denn doch wohl nur von solchen Männern gelten, die ihnen ähnlich sind und sich von ihnen beherrschen lassen. Die kluge Frau Sander hatte sich in mir geirrt, ungeachtet unseres zweijährigen, fast täglichen Umganges. Kogebue erhielt keine Zeile von mir, wohl aber fing ich nach einem halben Jahre ein eigenes Blatt an.

(Beschluß folgt.)

### A p h o r i s m e.

Bei den gewöhnlichen Frauen scheint die geistige Ausbildung mit der körperlichen gleichen Schritt zu halten; ist letztere erreicht, so gehen sie vom Schlafe, wie die aufgezogene Uhr an das Tagewerk, verrichten die Geschäfte genau und pünktlich, bis die Körperkräfte wieder schwinden und die genossene Ruhe sie wieder zum früher Bestandenen weckt. Fast möchte man glauben, das Daseyn solcher Weltmenschen sey auch nur irdischen Zwecken gewidmet und ihre Seele entbehre die Kraft der Fortdauer, denn so wie in ihrem Aufwärtschreiten die Doppel-Naturen gleichen Schritt halten, gleich so verhält es sich auch rückwärts.

Karoline v. F.

### D r e i S i l b e n.

Ein Lieblingswunsch des Herzens war  
Mir früh das erste Silben-Paar;  
Es winkt mir mit dem Stab so traut  
Nach Fernen, die ich nie erschaut. —

Bin ich mir guter That bewußt,  
Durchglüht die Letzte meine Brust;  
Und ohne sie ist nichts bestellt,  
Was man auch treibe in der Welt.

Vom Ganzen Euch die neuste Zeit  
Ein Bild, ein lebensvolles, brut;  
Und dieß verdanket Ihr zumeist  
Des Eisenbahn-Erfinders Geist.

Robert Köhler.

## Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

### Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Hannover.

(Beschluß.)

Mich geht das jedoch nicht an, und da ich vom Brande erzählen wollte, so darf es wohl angeführt werden, daß ungeachtet der hier obwaltenden Spannung die Bürger dennoch bei'm ersten Glockenklange zur Stelle waren, und als der König die Namen der Thätigsten fordern ließ, sagt man, habe Keiner hervorgehoben seyn wollen. Darin liegt allerdings ein gewisser Stolz, wer aber mag ihn nun ebentadeln?

Da ich so glücklich des seiner Zeit vielbesprochenen Ritters Zimmermann Wohnung ausgekundschaftet, so fiel mir ein, es seyen hier doch noch mehrere berühmte Personen gewesen, es seyen dergleichen sogar noch vorhanden, und wie Andere auf die Grabstätten solcher Personen Jagd machen, so wollte ich nun die Wohnungen der Lebendigen ausmitteln, und manche habe ich denn auch schon gefunden. Die beschränkteste Wohnung hat wohl Hölty gehabt: mit ausgebreiteten Armen mißt man bequem die Breite des Hauses, in der Knochenhauerstraße, wo der freundliche Dichter seine Tage beschloß. Jetzt wohnt ein Schneider darin. Leibniz bewohnte das stattliche Haus an der Ecke der Schmiede- und Kaiserstraße; seine Sommerwohnung war dagegen die bescheidenste, die jemals ein so großer Gelehrte inne gehabt. Es wohnen jetzt gewöhnliche Gartenleute in dem Kumpelkasten. G. Harrys wohnte zuletzt in der Salenbergerstraße in einem Krämerhause, was man seinen Werken nicht ansieht. Sein Sohn und Nachfolger im Geschäft hat das Verdienst, den reichhaltigen Sagenschatz der hannoverschen Lande gesammelt und herausgegeben zu haben. Blumenhagen, Hannover's fleißigster Dichter, hatte eine Wohnung im Hause eines Butterhändlers in der Schmiedestraße, nicht weit vom Leibniz'schen Hause. Vor dem Fenster des sehr kleinen Arbeitskabinetts grünte und blühte ein mächtiger Akazienbaum, und zu beiden Seiten des Arbeitstisches standen ein Paar schneeweiße Skelette. Detmold schreibt in der etwas dunkeln Durenstraße an der Geschichte seines vielbewegten Lebens. Das Buch kann sehr belehrend ausfallen. Sein Intimus, L. Schnabel, Schauspielreferent, soll sich nur im Parquet sprechen lassen. Rudolph Kulemann, der aber kein Hannoveraner ist, soll irgend wo im Felde wohnen und daselbst seine Gedichte ediren. Th. Gersting wohnt in einer Straße, die aus dem einfachen Grunde nicht genannt werden kann, weil sie keinen Namen hat. Friedrich Voigts wohnt in einer Antiquität: das Haus soll ein Kloster gewesen seyn, in dem er nun spuken geht. Ich vermute das, weil man selten von ihm hört, und doch soll er sehr fleißig seyn. Dr. Grote, welcher Schiller's Don Carlos in allerlei Besarten herausgab, und außerdem mit Numismatik und Wappenkunde sehr beschäftigt ist, hat sein irdisches Haus neben der Fleischbude in der Knochenhauerstraße sich auserwählt, und Dr. Schröder, dessen Vorlesungen ich schon gedacht, hat sich zu Häupten der Mad. Gentiluomo in der Leinstraße, mit einem Trauerspiele sehr beschäftigt, niedergelassen. Beide Herren haben sich also wohl am Besten bedacht. Sie sehen, ich habe die Zeit meines Hierseyns schon fleißig benutzt, die Merkwürdigkeiten Hannover's mir anzueignen, und werde damit fortfahren, denn es sind noch mehrere zu sehen und zu illuminiren. So giebt es hier zum Beispiel noch zwei Dichter, die, wiewohl äußerst verschieden in ihren Werken, doch körperlich sich sehr ähnlich sehen sollen, namentlich in ihren obskuren Gesichtern. Der eine heißt Wagner und trägt Wassergedichte in einem Bremer Blatte

zur Schau; der andere ist Göffel, der schon Konsistentere Sachen liefert. So hat er kürzlich eine sogenannte komische Erzählung unter dem Titel: „Die Herrenhäuser Allee,“ an's Licht treten lassen, worin ich bei aller Aufmerksamkeit auch nicht einen einzigen Baum der ganzen langen Allee finden kann, und das Komische noch weniger.

Zum Schluß will ich noch anführen, daß das Album über die hiesige Gutenbergfeier ohnlängst ausgegeben ist. Die Gebrüder Jänecke haben keinen Fleiß gespart, das kleine Opus in typographischer Hinsicht würdig herzustellen, und da die Festlichkeiten nicht mit bunten Farben dargestellt sind, so vermute ich, es sey gar hübsch dabei hergegangen, so daß ich bedaure, in Berlin vergebens auf das Fest gewartet zu haben, was ich hier so herrlich hätte mit ansehen können. Aber es ist mein Schicksal von je gewesen, in Berlin zu früh zu kommen, wenn dort etwas Besonderes seyn sollte, und ich habe daher dort nie etwas erlebt. In Hannover, scheint es, komme ich dagegen zu spät, z. B. zu den Darstellungen der Tourniaire'schen Reitergesellschaft im Ballhofsalle, wo sonst nur zarte Mädchenfüßchen im Solphentanze hinschweben. Jetzt haben lange Zeit Pferdehufe darin umhergestampft, und wie ich vernehme, sind die Hannoveraner noch entzückt von dem Gesehenen. Ich kann nun nichts thun, als der Gesellschaft glückliche Reise wünschen und überall gleiche Aufnahme. Nehmen Sie meinen ersten Bericht eben so freundlich auf u. s. w. —

Aus Breslau.

Anfang Februar 1841.

Die freiwillige Abdication unsers Fürstbischofs, des Grafen von Sedlnitzki, hat hier allgemeines Bedauern erregt und der Nachfolger wird einen schweren Stand haben, wenn er dem Vorgänger vergessen machen will. Sedlnitzki war ein wahrhaftiger Grundpfeiler der katholischen Kirche, d. h. jenes Theils, der freisinniger Aufklärung zugänglich ist und die bescheidene Meinung hegt, daß nicht Alles, was im 13. Jahrhundert gut und zweckmäßig war, auch für's 19. Jahrhundert passe. Den Anhängern des Alten, den Römlingen, war Sedlnitzki freilich ein Anstoß und das soll ihn dann hauptsächlich bewogen haben, eine Stellung aufzugeben, auf welcher er noch so viel des Guten wirken konnte. Wenn ich Ihnen mittheile — und das ist faktisch — daß man unserem gewesenen Fürstbischof zum Vorwurf gemacht hat: er sey antikatholischer oder akatholischer Gesinnung verdächtig, weil er — — — (diese Gedankenstriche deuten an, daß Sie sich auf einen Schreck gefaßt machen mögen) also weil er — Protestanten unter seinen Domestiken habe, so können Sie einigermaßen erwägen, gegen welche Sorte von Gläubigen Sedlnitzki anzukämpfen hatte. Solcherlei geschieht 1840 Jahre nach des Heilandes Geburt, der alle Menschen mit gleicher Liebe umfaßte und Jedem als den Nächsten von Jedem bezeichnete. — Sedlnitzki's Nachfolger soll ein Graf Schafgotsch aus Oestreich werden, denn in Schlessen haben wir dormalen keinen katholischen Kleriker vom höhern Adel. Die katholischen Edelleute Schlessens scheinen eine gewisse Aversion vor dem Studium der Theologie zu haben. Im Frühjahr und sobald die bedeutenden erforderlichen Kosten gedeckt sind, soll die Konsekration vor sich gehen, über welche ich Ihnen seiner Zeit ausführlich berichten werde.

(Beschluß folgt.)